



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Die Grenzvölker im Nordwesten Indiens und die Expedition gegen die
Zakka Khels

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Die Grenzvölker im Nordwesten Indiens und die Expedition gegen die Zaffa Khels



itte Februar dieses Jahres wurde von den Engländern mit einer Streitmacht von fast drei Brigaden ein Kriegszug gegen die Zaffa Khels, einen Afridistamm an der afghanischen Grenze, unternommen und in wenigen Tagen mit der Einnahme und der Zerstörung ihrer drei größten Ortschaften zu Ende geführt. So glänzend dieser schnelle Siegeszug auf den ersten Augenblick auch erscheinen mag, so wenig kann er trotz aller Tapferkeit der Truppen als eine glänzende Waffentat oder als Bürgschaft für einen dauernden Erfolg angesehen werden. Dafür hat er aber, ebenso wie der kurz darauf folgende Feldzug gegen die Mohmands und das Zurückwerfen afghanischer Stämme über die Grenze, wieder einmal die Achillesferse des indischen Kaiserreichs, denn das ist die Nordwestgrenze trotz des englisch-russischen Vertrags geblieben, offen zutage gelegt und bietet schon aus diesem Grunde ein allgemeines Interesse; vermehrt wird dieses noch durch den eigenartigen Kriegsschauplatz, die mittelalterlichen Völkerschaften, gegen die der Zug gerichtet war, die gegenwärtigen besondern Verhältnisse nach dem Vertrage und schließlich durch die Art der Behandlung der ganzen Angelegenheit im Parlament, die bei der ältesten Kolonialmacht schon an sich von Interesse ist.

Bekanntlich wird Indien im Nordwesten durch eine Kette von steilen unwirtlichen Gebirgszügen als Grenzwall gegen Afghanistan abgeschlossen und geschützt. Das Gebirge ist nur von einigen wenigen Pässen durchschnitten, und von diesen bildet der größte, der Khaibarpaß, das natürliche Einfalltor nach Indien, durch das seit uralten Zeiten immer neue Völkerwogen die indischen Ebenen überschwemmt haben, um hier bald zu erschlaffen und allmählich von den indischen Völkerschaften aufgesogen zu werden. Während nun im Innern Indiens die Spuren der Eroberer trotz allen Kastenwesens mehr oder weniger

verwischen sind, hat sich im Nordwesten aus ihnen ein eignes Volk, mit dem Kollektivnamen Parther bezeichnet, herausgebildet, das ein Gemisch aus Afghanen, Tataren, Persern, Arabern und Indiern darstellt. Splitter dieses Volks sind die verschiedenen Stämme, die das Grenzgebirge bewohnen. Ihre Namen sind allen, die die indische Geschichte im letzten Jahrhundert verfolgt haben, aus einer Reihe von Kämpfen mit den Engländern bekannt; es sind die Afridis mit den Zaffa Khels und Kombu Khels, die Mohmands, Waziris, Swatis usw.

Der Volkscharakter dieser Völkerschaften läßt sich schon aus der Art ihrer Niederlassungen erkennen. Die Wohnungen der einzelnen Familien, die mit ihrem Anhang den alten schottischen Clans vergleichbar sind, sind kleine Festungen mit hohem Wall, in dessen Mittelpunkt ein Turm als letzte Zuflucht und Verteidigungsstätte dient. Krieg zwischen den einzelnen Stämmen, zwischen den Familien nach dem Gesetz der Blutrache, die hier viel mehr als je in Korsika oder in Albanien wie ein Bann auf dem Volke liegt, ist die Regel.

Eine vorzügliche Charakteristik des Volks gab vor kurzem einer der besten Kenner Indiens, Lord Curzon, in seiner Rede im Oberhaus über den Zaffa-Khel-Feldzug. Er sagte dort: „An der Nordwestgrenze haben wir es mit Volksstämmen zu tun, die nach Rasse und persönlichen Charaktereigenschaften sehr verschieden sind, ebenso in bezug auf den Grad der erreichten Zivilisation oder vielmehr Nichtzivilisation; einige Charakterzüge haben sie aber alle gemein. Jeder ist tief durchdrungen von gewissen Gebräuchen wie Blutrache, Raub, Mord und Gesetzlosigkeit. Raubzüge sind gewöhnliche Unternehmen und sind bei der unfruchtbaren Beschaffenheit ihres Bodens häufig eine ökonomische Notwendigkeit. Kaum einer der Stämme ist fähig, einer entstehenden Leiden-schaftlichen Aufwallung oder dem Einfluß des religiösen Fanatismus zu widerstehn, die für uns vorauszu-sehn oder zu kontrollieren völlig unmöglich sind. Sie bewohnen nicht nur ein Land, das eigentümlich schwierig und beinahe unzugänglich ist, sondern sie sind auch in der eigenartigen Lage, sowohl innerhalb wie außerhalb der Grenze des Reiches zu leben; außerhalb, weil sie frei und unbehelligt durch unsre Verwaltung leben, innerhalb, weil sie noch innerhalb unsrer politischen Grenzen wohnen.“

Dieser letzte Satz illustriert das Verhältnis der indischen Regierung zu den Bergbewohnern vorzüglich. Es ist dem nur noch hinzuzufügen, daß die Regierung nicht nur davon absteht, sie mit den geringsten Regierungsmaßnahmen, die nach Oberhoheit schmecken, zu belästigen, sondern daß sie den einzelnen Stämmen auch noch Subsidien zahlt, nach englischer Auffassung zum Lebensunterhalt und zur Belohnung für gutes Verhalten, nach Auffassung der Stämme wahrscheinlich als eine Art Tributzahlung.

Berücksichtigt man, daß trotz der Subsidien die angrenzenden Gebiete keinen Augenblick vor Räubereien sicher sind, und es schon ganz besonders frecher

Raubzüge bedarf, die eine Vergeltung unbedingt erheischen, bevor die Regierung wie jetzt bei den Zaffa Khels einschreitet, so müssen sicherlich sehr gewichtige Gründe vorliegen, die sie zu einer solchen schwächlichen Politik veranlassen.

Der Hauptgrund ist in der unmittelbaren Nähe des unheimlichen Nachbarn Afghanistan zu suchen, von dem bisher alle Invasionen Indiens, im ganzen 21 ausgegangen sind. Über die mögliche 22. Invasion aber erklärte Lord Roberts vor einiger Zeit, daß sie ein viel weniger schwieriges Unternehmen sein würde als irgendeine der frühern, wenn nicht entsprechende Vorsichtsmaßregeln getroffen würden. An diesen Vorsichtsmaßregeln arbeitet aber England schon seit mehr als einem halben Jahrhundert. Zu ihnen gehört zum Teil auch der englisch-russische Vertrag sowie die eigenartige Politik gegen die Grenzstämme.

In dem Vertrage verpflichtet sich Rußland, Afghanistan als außerhalb seines Einflusses liegend anzusehn, seine Beziehungen zu ihm nur durch die englische Regierung gehn zu lassen sowie keine Agenten nach dort zu senden. Trotzdem bleibt Afghanistan für England eine achtunggebietende Macht. Es verfügt über eine gute Armee, und sein jetziger Emir hat sich bisher als ein ebenso tüchtiger Herrscher wie geschickter Diplomat gezeigt.

Die Grenzstämme des englischen Gebiets fühlen sich seit alter Zeit durch Religion, Sitten und staatliche Beziehungen mit Afghanistan verbunden. Die Grenze, die sie von Afghanistan trennt, ist seinerzeit willkürlich gezogen und geht durch ihre zerklüfteten Berge mitten hindurch; sie ist deshalb auch nur von geringer Bedeutung, denn während sich Afghanistan gegen England hermetisch abschließt, und kein Engländer das Land betreten darf, können die Angehörigen der Grenzstämme sie jederzeit überschreiten und haben hiervon bei ihren Kämpfen gegen die Engländer immer, so auch bei der Zaffa-Khel-Expedition, den ausgiebigsten Gebrauch gemacht. Es ist klar, daß bei derartigen Verhältnissen jede Unternehmung gegen die Grenzstämme die guten Beziehungen zu Afghanistan auf eine harte Probe stellen, in dessen Interesse es liegt, sich die Anhänglichkeit der Grenzstämme als Schutz- und Trugmittel gegen England zu erhalten. Daß in dieser Beziehung geheime Abmachungen mit ihnen bestehen, wird als sicher angenommen.

Der letzte große, unter dem Namen Tirah-Feldzug bekannte Aufstand fand vor zehn Jahren statt. Er begann mit dem Überfall und der Vernichtung einer kleinen britischen Truppe und verbreitete sich mit Riesengeschwindigkeit über alle Grenzstämme. Der Khaibarpaß wurde von den Aufständischen okkupiert, und es bedurfte des Aufgebots großer Truppenmassen, um ihn zurückzuerobern und den Aufstand niederzuwerfen. Zu den letzten und hartnäckigsten Gegnern gehörten damals die Zaffa Khels, die überhaupt als der kriegerischste und räuberischste Stamm bekannt sind. Als der Feldzug schließlich beendet war, das heißt als der Paß zurückerobert, ein Teil des Gebiets der Aufständischen durchwandert, ihre Ortschaften niedergebrannt waren, und die Truppen unter den steten Angriffen des geschlagenen Gegners das feindliche Gebiet wieder

verlassen hatten, ging man daran, mit ebenso eigenartigen wie bis vor kurzem erfolgreichen Mitteln der Wiederholung von Aufständen entgegenzuarbeiten.

Das ganze Grenzgebiet wurde zu einer besondern Provinz, der Nordwestprovinz, gemacht und einem erfahrenen Gouverneur unterstellt, die Truppen wurden aus dem Gebiete der Grenzstämme, das sie an einzelnen wenigen Stellen besetzt gehalten hatten, ganz zurückgezogen und die Stämme noch mehr als zuvor sich selbst überlassen; dazu erhalten sie Subsidien. Die regulären indischen Truppen, die bisher den Paß und die Grenze gegen die Stämme besetzt hatten, wurden nach und nach durch eine Art Miliz, die aus den Stämmen selbst entnommen wird, ersetzt, ein anscheinend sehr gefährliches Mittel; selbst von Kennern der dortigen Völkerschaften wurde es für unmöglich gehalten, daß sich junge Leute, die in der unbändigsten Freiheit mit den wildesten Instinkten aufgewachsen sind, jemals in den Kasernenzwang würden hineinfinden können. Die Probe hat das Gegenteil bewiesen.

Die Leute dienen zwar des Geldes wegen, sie fügen sich aber schnell in die geordneten Verhältnisse ein. Ihr Subordinationsgefühl ist nur rein persönlicher Natur; sie gehorchen dem ihnen sympathischen Offizier bis in den Tod, dem unbeliebten sind sie eine furchtbare Gefahr, und deshalb sind Ermordungen von Offizieren durch ihre Untergebenen nicht selten. Da für eine solche Truppe nur Offiziere mit vorzüglichen Charaktereigenschaften, starkem Willen und großer Menschenkenntnis verwendbar sind, gilt es als eine große Auszeichnung, zu den betreffenden Regimentern, den Khaibar-Rifles, kommandiert zu werden. Lord Curzon sagte kürzlich im Parlament, daß nur die besten jungen Offiziere dazu genommen würden, und daß auch deren Leben vor der Kugel irgendeines Fanatikers nicht sicher wäre. Die Truppe zählt schon über 10 000 Mann und ist auch in der Zaffa-Khel-Expedition zur Verwendung gelangt. Ob sich die Hoffnung, daß die alten ausgedienten Soldaten auch in ihrem spätern Leben englandfreundlich sein werden, erfüllen wird, wird vielfach bezweifelt. Es heißt von den Leuten, daß sie mit dem Moment, wo sie ihre Uniform ausgezogen und in ihrer altgewohnten Kleidung von dannen ziehn, auch wieder Halbwilde seien und schon deshalb nicht an Frieden denken, weil sie den Krieg einfach des Krieges wegen lieben.

Ein weiteres Mittel, die Grenzstämme im Zaum zu halten, hat man in dem Ausbau guter Anmarschstraßen und dem Bereithalten von Kommunikationsmitteln gefunden. Bis Peshawar, das nur einige Meilen von dem Gebiete der Stämme abliegt, geht die Eisenbahn, von da führt der 34 englische Meilen lange Khaibarpaß durch das Gebiet gerade der gefährlichsten Stämme. Der Paß ist, abgesehen von den großen Forts gegen Afghanistan, Samrud am Eingang, Ali Masjid in der Mitte und Lundi Kotal am Ausgang, an vielen Stellen durch kleine Forts und Blockhäuser besetzt und gilt seit Jahren als vollkommen sicher, sodaß von ihm überall in das Eingebornengebiet eingedrungen werden kann. Der Paß wird auch von den Eingebornen bei ihren

Fehden unter sich als sakrosankt angesehen. Wer sich auf die Straße geflüchtet hat, ist unverletzlich. Die Polizei wird ausschließlich von den Khaibar-Rifles ausgeübt.

Wir können jetzt nach Beleuchtung der allgemeinen politischen Verhältnisse zu dem letzten Zaffa-Khel-Zeldzug übergehen. Der Staatssekretär für Indien zählte im Parlament eine lange Reihe von Räubereien und Ausschreitungen auf, die sich die Zaffa Khels seit Jahren haben zuschulden kommen lassen, darunter Plünderungen ganzer Dörfer, Wegtreiben des Viehs, Angriffe auf Polizeistationen usw. Alle Warnungen hatten nichts gefruchtet, ebenso nicht die Entziehung der Subsidien. Noch Anfang Januar, kurz vor der Strafexpedition, überfielen sie ein Regierungsdepot östlich von Peshawar und führten eine Anzahl Maulesel fort, die ihnen später allerdings wieder abgejagt worden sind. Die Strafexpedition war von langer Hand sorgfältig vorbereitet und sollte bis zum letzten Augenblick geheim gehalten werden, da ein Erfolg erfahrungsmäßig nur von einem überraschenden Angriff erwartet werden kann.

Am 13. Februar rückten zwei Brigaden unter General Willcocks von Peshawar von Osten her in das Bazartal, den Winteraufenthalt der Zaffa Khels. Das Tal zieht sich, einige Meilen südlich vom Khaibarpaß, von Westen nach Osten und berührt im Westen die Grenze von Afghanistan. Um den Feind an einem Überschreiten der Grenze zu hindern, rückte zu derselben Zeit von dem Fort Lundi Kotal eine Truppenabteilung von Norden her in das Tal. Keine der beiden Kolonnen traf auf ernstlichen Widerstand, die Zaffa Khels hatten trotz aller Geheimhaltung vorher Wind bekommen, eine Überraschung konnte nicht stattfinden, und damit war ein nachhaltiger Erfolg ausgeschloffen.

Die Expedition nahm jetzt den Verlauf ihrer meisten Vorgängerinnen. Der Feind hatte seine Weiber und Kinder und Habseligkeiten in Sicherheit gebracht, teils in ein andres, südlicher gelegnes Tal, teils über die Grenze zu den Shiuwaris, einem verwandten afghanischen Volksstamm. Nachdem sich die beiden englischen Truppenabteilungen vereinigt und zwei Ortschaften, Walai und Chora, zerstört hatten, rückten sie gegen den Hauptort Chinar vor, Tag und Nacht beunruhigt von dem zu beiden Seiten sich anhängenden Gegner, der von Mitgliedern befreundeter Stämme jenseits der Grenze noch verstärkt gewesen sein soll. Die Dispositionen für den Marsch, die Einrichtung der rückwärtigen Verbindungen waren verhältnismäßig leicht, da die Gegend den Engländern aus frühern Expeditionen, die jetzige war die vierte, genau bekannt ist. Nachdem Chinar eingenommen und zerstört war, kam es am 21. Februar im westlichen Teile des Tals unweit der Grenze zu einem größern Gefecht, das mit dem Zurückweichen des Feindes endete, den Engländern aber eine Anzahl Toter und Verwundeter kostete, unter den Toten einen Bataillonskommandeur, Major Forbes Sempill.

Mit der Eroberung des Tals war die Aufgabe der Expedition erledigt, und schon wenige Tage darauf erfolgte der sogenannte Friedensschluß, über den der Staatssekretär Morley am 2. März dem Parlament das Nähere berichtete. Danach hatte am 27. Februar eine Versammlung der Häuptlinge aller Afridistämme samt den Zalka Khels stattgefunden und hatte durch Abgesandte dem General Willcocks eine Petition überreichen lassen. In der Petition erklärten die Häuptlinge, daß sie sich für das zukünftige gute Verhalten der Zalka Khels verbürgten. Sie würden, wenn aufgefordert, einander helfen, diese schlechten Charaktere zu strafen, und wenn sie es nicht täten, möge die Regierung sie dafür mit Geld bestrafen oder vom britischen Territorium ausschließen. In bezug auf die Vergangenheit hätten sie, daß die Regierung die Lage der Zalka Khels in Rücksicht ziehen möge, ihre Verluste durch die Entziehung der Subsidien sowie durch den Krieg und sie nicht wegen der Verbrechen eines Teiles von ihnen sämtlich ruinieren möge. Sie würden im Verein mit den Ältesten der Zalka Khels dafür sorgen, daß die Führer der Diebe, die in britisches Gebiet eingefallen wären, bestraft würden. Zur Genugtuung der Regierung und als Pfand deponierten sie 53 Gewehre. Die Häuptlinge der Zalka Khels fügten dann noch ihr Einverständnis hinzu sowie ihre Hoffnung auf Gnade und Gunst der Regierung.

Diese eigenartige Erledigung des Feldzugs, insbesondere die Versprechungen wurden im Parlament mit ironischem Gelächter aufgenommen, hingegen der Abmarsch der Truppen mit Hochrufen begrüßt. Daß ein ähnliches Gefühl des Mißtrauens gegen die Versprechungen der Häuptlinge auch an Ort und Stelle vorhanden war, geht daraus hervor, daß trotz des sogenannten Friedensschlusses die Truppen bei Nacht und Nebel abgezogen sind. Bisher hatten nämlich alle noch so siegreichen Expeditionen damit geendet, daß die abmarschierenden Truppen jedesmal von Schwärmen des besiegten Feindes besonders in der Nacht beunruhigt, nach Ansicht des Feindes verfolgt, worden waren. Um sich dieser gefürchteten Situation zu entziehen, hatten die Engländer am Tage vor dem Abmarsch noch Verschanzungen aufzuwerfen begonnen, die den Feind glauben machen sollten, daß sie sich auf einen längern Aufenthalt einzurichten beabsichtigten. Die List soll auch gelungen sein. Die Army and Navy Gazette bemerkte dazu sehr richtig, daß die Maßnahme nicht den Eindruck mache, als ob die Expedition das gewünschte Ergebnis gehabt hätte.

Wir sehen aus alledem, wie bescheiden die Engländer sein können, sobald sie sich in einer Zwangslage befinden. Wie bei den frühern lokalen Aufständen oder Strafexpeditionen hatte auch in diesem Falle die eminente Gefahr vorgelegen, daß sich eine allgemeine Erhebung aus der Expedition entwickeln würde, anstatt dessen ist eine Loyalitätserklärung der Stämme erfolgt. Da dieses gegen früher immerhin einen Fortschritt bedeutet, so war die Freude über den glücklichen Abschluß wohl erklärlich. Man schreibt ihn übrigens

hauptsächlich dem außerordentlich starken Truppenaufgebot und ihren schnellen Operationen zu, die auch deshalb für notwendig erklärt wurden, weil man Komplikationen mit Afghanistan vermeiden wollte. Wie zart man diesen Nachbarn auch nach dem englisch-russischen Vertrag, vielleicht wegen seiner noch nicht erfolgten Zustimmung dazu, behandelt, geht daraus hervor, daß die indische Regierung vor der Expedition mit einer Bitte um Schließung der Pässe an den Emir nicht herangetreten ist.

Wer die Geschichte der frühern Kriege in diesen Grenzgebieten liest und in Betracht zieht, daß die beschriebnen Zustände schon viele Jahrzehnte bestehen, muß sich unwillkürlich die Frage vorlegen, weshalb man nicht längst den unerträglichen Verhältnissen dadurch ein Ende gemacht hat, daß man das Gebiet der Grenzstämme militärisch besetzt oder es wenigstens durch einzelne Forts teilweise zu beherrschen versucht.

Diese Frage ist in der Tat mehrfach, anscheinend auch jetzt wieder von dem Oberstkommandierenden in Indien angeregt worden, wurde aber im Parlament von der Regierung sowohl wie von der Opposition energisch zurückgewiesen. Der Redner der Opposition, Lord Curzon, führte in seiner Rede aus, daß mit einem derartigen Versuch die ganze Grenze auf viele Jahre in Flammen gesetzt würde. Die Armee müßte bedeutend verstärkt werden, und England würde sich dieselben Verhältnisse in den Grenzgebirgen schaffen, wie sie Rußland im Kaukasus hätte, dessen Unterwerfung zwei Jahrzehnte gedauert hätte. Dazu käme die Gefahr von Kollisionen mit Afghanistan zu einer Zeit, in der auch im Innern Indiens aufrührerische Tendenzen zutage treten. Der gegenwärtige Zustand müßte beibehalten werden. Eine Okkupation käme vielleicht dereinst in Frage, wäre aber solange wie möglich hinauszuschieben. Ähnlich sprach sich der Vertreter der Regierung aus, ohne aber auf die Zukunft anzuspielen.

Diese Zustände machen ohne Zweifel einen einer Großmacht unwürdigen Eindruck; trotzdem trägt England, dessen Herrschaft in Asien doch eigentlich nur auf seinem Prestige beruht, kein Bedenken, sie weiter bestehen zu lassen. Wir haben in unserm Südwestafrika im Norden die Dvambos sitzen, an denen ebenfalls Ausschreitungen, wie der Überfall auf die Station Namatoni, zu rächen sind. Wenn wir mit deren Unterwerfung warten, bis es uns opportun erscheint und ohne große Opfer ausgeführt werden kann, so ist dies eben praktische Kolonialpolitik, wie sie von England nicht nur in Afrika, sondern, wie wir gesehen haben, auch in Asien seit jeher betrieben wird; zudem haben wir in unsrer Kolonie weder mit den übeln Eindrücken auf benachbarte Völkerschaften noch mit religiösem Fanatismus zu rechnen.

Es gibt in Indien ein altes Sprichwort der Eingebornen: „Der Parther ist in dem einen Augenblick ein Heiliger, in dem nächsten ein Teufel.“ An dieses Sprichwort erinnert unwillkürlich die Tatsache, daß sich kurze Zeit nach dem glänzenden Abschluß der Expedition gegen die Zaffa Khels ein diesen

benachbarter und befreundeter Volksstamm, die Mohmands, erhoben hat, und daß fast zugleich etwa 15000 Afghanen mitten im Frieden die Grenze überschreiten und das Fort Ludi Khotal angreifen konnten. Die Mohmands sind erwiesenermaßen durch afghanische Mollahs aufgehetzt worden, die Beweggründe der Afghanen sind noch nicht ganz klar. Die afghanische Regierung will nichts davon gewußt, vielmehr sofort Schritte getan haben, die Angreifer zurückzurufen.



Die Schlacht bei Pavia



er fast drei Jahrzehnte mitteleuropäischer Geschichte umfassende Kampf zwischen Karl dem Fünften und Franz dem Ersten ist schon durch den Gegensatz in den Persönlichkeiten der zwei bedeutendsten Fürsten ihrer Zeit merkwürdig. Auf der einen Seite der körperlich schwache und zeit lebens von Kränklichkeit geplagte Habsburger, der doch schon als Knabe die stolze und gnädige Würde des gebornen Herrschers zeigte, der schwächliche Carlos mit dem bleichen, melancholischen Antlitz, sechzehnjährig der erste König des geeinten Spaniens, neunzehnjährig Gebieter eines Riesenreichs, der seine weltumspannenden Pläne in „schweigsamer Seele“ barg, im Kabinett wie im Felde bald allen Fürsten seiner Zeit überlegen, stets bedächtig, umsichtig, unermüdllich tätig und von unergründlicher Feinheit des Geistes, dem andern Geschlechte nichts weniger als abhold, aber nie dessen Sklave — daneben und ihm gegenüber der schöne, kraftstrotzende und tatendurstige Valois, der in ungebundner Wildheit aufgewachsen, ein Meister war im Lanzenbrechen und Hürdenspringen, in Jagd und Ballspiel, ein Meister auch in der Liebe, der Roy-chevalier, elegant, galant, brillant, ein König, wie die Franzosen ihn träumten. Aber hinter seinem lebenswürdigen Leichtsinn stak gewiß ebenso viel skrupellose Selbstsucht wie hinter Karls gemessener Würde; und ganz im Gegensatz zu Karl war Franzens Politik und seine Art, den Krieg zu führen, oft von Unbesonnenheit und ritterlicher Eitelkeit regiert. Seinem Schwiegervater, Oheim und Vorgänger Ludwig (den die Ritter geizig nannten, während ihn Bürger und Bauern als den Vater des Vaterlandes anbeteten) war Franz, der Verschwender und Lebemann, recht unähnlich; er, dessen Finanzwirtschaft so schlecht war, und der der eigentliche Vater französisch-königlicher Maitressenwirtschaft geworden ist. Nur in zwei Punkten glichen sich Ludwig der Zwölfte und Franz der Erste: zunächst arbeiteten beide, wenn auch in verschiedenem Stile, am Bau des absoluten Königtums, den der erste Ludwig begonnen hatte, weiter; gemeinsam war beiden auch die von jedem Bedenken des Rechts und des Gewissens freie italienische Eroberungspolitik,